

Juna Mc Claire

# Der Ruf der Smaragde



Das erste Buch  
der Smaragd-Trilogie



Der Ruf  
der  
Smaragde



Das erste Buch  
der Smaragd-Trilogie

Juna Mc Claire



ROMAN

Veröffentlicht am 9. Oktober 2023  
© Juna Mc Claire, Lörzweiler  
[www.junamcclaire.de](http://www.junamcclaire.de)

YouTube: @junamcclaire  
Instagram: junamcclaire  
TikTok: @junamcclaire

Cover- & Umschlaggestaltung: Lilli Seboldt | lilsimagination  
Lektorat & Korrektorat: Nadja Bobik  
Buchsatz & Layout: Melanie Goethe  
Bilder der Autorin: Robella Art Photography

Impressum:  
© 2023 Melanie Goethe  
Herstellung & Verlag: BoD – Books on Demand, Norderstedt

ISBN: 978-3-7578-6248-0

Gedanken  
sind wie Funken.  
Sie können in dir ein Feuer  
entzünden, das dich zerstört,  
doch zugleich können sie in  
dir ein Feuer entfachen,  
das dich wärmt und  
vor lauter Glück  
strahlen lässt.

*Juna Mc Claire*



# Prolog

Beppone

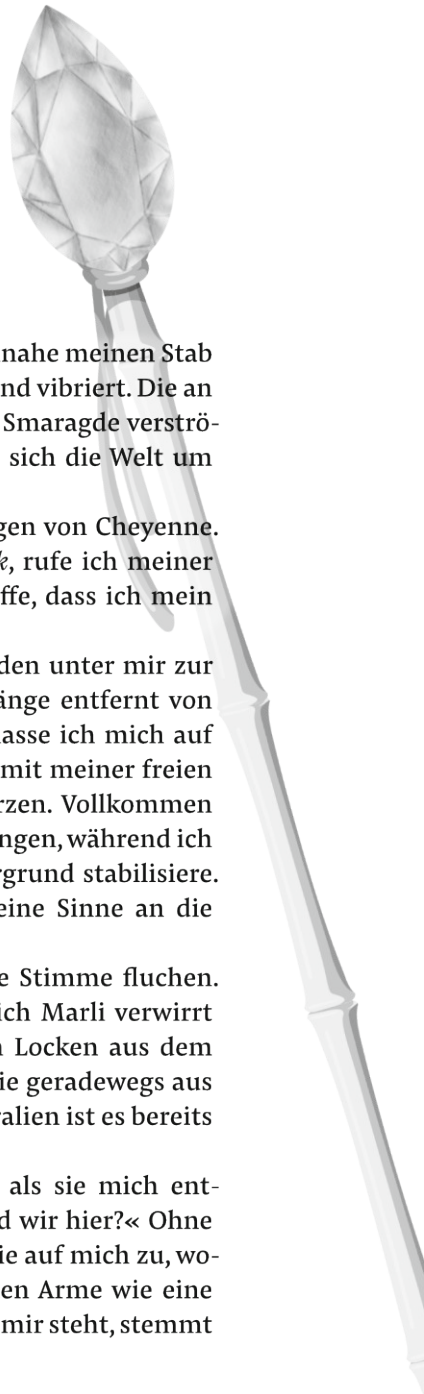
Es geschieht so plötzlich, dass ich beinahe meinen Stab fallen lasse, der heftig in meiner Hand vibriert. Die an seinen Enden kunstvoll eingearbeiteten Smaragde verströmen ein gleißend helles Licht, während sich die Welt um mich herum aufzulösen beginnt.

Ich sehe in die weit aufgerissenen Augen von Cheyenne. *Warte hier auf mich. Ich bin bald zurück*, rufe ich meiner treuen Hündin in Gedanken zu und hoffe, dass ich mein Versprechen halten kann.

Im nächsten Augenblick kippt der Boden unter mir zur Seite weg und ich lande nur eine Fußlänge entfernt von einem großen runden Loch. Instinktiv lasse ich mich auf die Knie fallen und fange den Schwung mit meiner freien Hand ab, um nicht in die Tiefe zu stürzen. Vollkommen lautlos presse ich die Luft aus meinen Lungen, während ich meine Position auf dem schrägen Untergrund stabilisiere. Drei Herzschläge später haben sich meine Sinne an die neue Umgebung angepasst.

»Bloody shit«, höre ich eine vertraute Stimme fluchen. Fünf Schritte von mir entfernt blickt sich Marli verwirrt um, während sie sich ihre rotgefärbten Locken aus dem Gesicht streicht. Sie sieht aus, als wäre sie geradewegs aus dem Bett gefallen. Kein Wunder, in Australien ist es bereits weit nach Mitternacht.

»Beppone?«, ruft sie überrascht aus, als sie mich entdeckt. »Verdammt, was soll das? Wo sind wir hier?« Ohne meine Antwort abzuwarten, balanciert sie auf mich zu, wobei sie ihre mit bunten Tattoos übersäten Arme wie eine Seiltänzerin ausbreitet. Als sie direkt vor mir steht, stemmt



sie ihre Fäuste in die Hüften und ihre graublauen Augen blicken mich herausfordernd an.

»Du brauchst mich gar nicht so anzusehen. Das hier ist nicht auf meinem Mist gewachsen«, entgegne ich und versuche, die sich überschlagenden Gedanken in meinem Kopf zu sortieren.

Marli entfährt ein tiefes Brummen, das einer ausgewachsenen Bärin alle Ehre machen würde. »Dann frage ich mich, wie um alles in der Welt ich hierhergekommen bin.« Ihre Augen wandern über die verwinkelten Dächer der zahlreichen Häuser, welche die imposante Kuppel der Kirche umgeben, auf der wir gelandet sind. Die Abendsonne taucht die rötlichen Ziegel in ein warmes Licht und unter anderen Umständen hätte ich den Ausblick genossen. »Kommt dir hier irgendwas bekannt vor?«

Ich kann mir ein leises Lachen nicht verkneifen. Das ist so typisch für die Australierin, die mitten in Rom auf dem Pantheon steht und einen Italiener fragt, ob ihm etwas bekannt vorkommt.

»Die haben hier ein Loch im Dach«, stellt sie fest.

Bevor ich etwas erwidern kann, fällt mein Blick auf einen kleinen Jungen, der vierzig Meter unter uns an der Hand seiner Mutter zerrt und zu uns herauf deutet. Rasch ziehe ich Marli hinunter auf das Flachdach des Querhauses, das den Rundbau der Kirche mit dem Vorbau, dem Pronaos, verbindet. Ihre Augen funkeln mich an und sie holt bereits Luft, als ich ihr zuvorkomme: »Das hier ist eine weltberühmte Kirche, die jedes Jahr Millionen von Touristen anzieht. Wenn du die Sensation auf tausenden von Urlaubsfotos sein möchtest, dann bleib gerne mitten auf der Kuppel stehen.«

Marli atmet geräuschvoll aus. »Wer auch immer hierfür verantwortlich ist, scheint sich darüber keine Gedanken gemacht zu haben.«

»Oder hat einen guten Grund, das Risiko einzugehen«, überlege ich laut.

»Du hast also wirklich keine Ahnung, warum wir hier



sind?« Marli schaut mich verwundert an. »Für einen Moment dachte ich, dass du vielleicht den Auftrag hast, das verlorene Schaf zurückzuholen.«

Ich schüttle den Kopf. »Ich wüsste nicht, wie ich dich gegen deinen Willen hätte hierher bringen können und zu welchem Zweck.«

Vorsichtig beuge ich mich ein Stück weit nach vorne, um einen Blick über den Rand des Daches zu werfen. Auf der Piazza della Rotonda herrscht reges Treiben und die Cafés sind gut besucht.

»Ist da unten was, das uns weiterhilft?«

»Nein, nicht wirklich ...«, ich stocke und knefe die Augen zusammen, um besser sehen zu können.

»Was ist?«, fragt Marli hinter mir ungeduldig.

»Möglicherweise täusche ich mich, aber da unten in dem kleinen Restaurant sitzen zwei Kerle, die mir bekannt vorkommen. Wenn es die sind, für die ich sie halte, arbeiten sie für die *Anderen*.«

Marli stößt einen überraschten Pfiff aus. »Glaubst du, dass *sie* dahinterstecken?«

»Hinter dieser Sache hier? So mächtig sind selbst *sie* nicht, aber mein Gefühl sagt mir, dass wir die zwei da unten im Auge behalten sollten.« Behutsam schiebe ich meinen Körper noch ein wenig näher an die Dachkante heran, aber die beiden sind einfach zu weit weg. »Normalerweise habe ich mein Fernglas dabei, doch zum Packen blieb mir diesmal keine Zeit«, brumme ich.

»Warum lesen wir nicht einfach ihre Gedanken?«

»Hab ich schon versucht. Sie schirmen sich ab.«

»Na klar.« Schnaubend beugt sich Marli neben mir über die Dachkante. Es ist offensichtlich, dass sie mir nicht glaubt. Keinen Herzschlag später keucht sie erschrocken auf. Erst jetzt wird mir bewusst, dass es für sie ein Schock sein muss, was sie da sieht. Sie hat die vergangenen sieben Jahre fernab der Zivilisation bei den Ureinwohnern Australiens verbracht und war auch bei den jüngsten Zusammenkünften des *Kreises* nicht anwesend – eine absolute

Ausnahme, die nicht bei allen auf Zustimmung gestoßen ist.

»Es ist viel passiert, seit du dich zurückgezogen hast. Ihre Technologie hat sich rasant weiterentwickelt«, erkläre ich ihr, bevor ich eine sichere Verbindung öffne und sie an meinen Erinnerungen teilhaben lasse.

*Vor etwa sechs Jahren fingen die Anderen plötzlich an, überraschend schnell an Macht zu gewinnen. Natürlich haben sie die Menschen schon immer manipuliert, aber noch nie mit solch durchschlagendem Erfolg. Es ist erschreckend, wie sich die Welt seitdem verändert hat. Auf allen Kontinenten, in jedem einzelnen Land, folgen ihnen die Menschen scharenweise. Ich habe es mit meinen eigenen Augen gesehen. Sie hören auf, eigenständig zu denken, und folgen denjenigen blind, die sie lenken. Sie merken es nicht einmal. Vielleicht liegt es an ihrer neuen Technologie, aber ich glaube, da muss es noch etwas anderes geben, das die Anderen so stark macht.*

*Insgesamt gibt es auf der Welt nur noch dreizehn Orte, wo die Menschen frei denken und entscheiden können. Die Orte der Kraft sind sehr gut geschützt, wie du weißt, doch niemand kann sagen, wie lange die Barrieren noch standhalten. Fallen sie, ist alles verloren.*

Marli ist blass geworden. »Verdammt, uns läuft die Zeit davon«, spricht sie den Gedanken aus, der mich schon seit Monaten beschäftigt. Dann richtet sie ihre Aufmerksamkeit auf die beiden Männer. »Ich kann ihre Gedanken tatsächlich nicht lesen«, brummt sie frustriert.

»Diejenigen, die eine bestimmte Stufe innerhalb ihrer Organisation erreichen und über sensible Informationen verfügen, erhalten eine Art Chip. Wir nennen sie Rauscher, weil sie Störfrequenzen erzeugen.«

»Das heißt, die beiden da unten gehören zur oberen Riege.«

Ich nicke. »Und die lässt sich nur selten in der Öffentlichkeit blicken. Diese Chance sollten wir uns nicht entgehen lassen.«

»Bin gleich wieder da«, antwortet Marli und ist verschwunden.

Zwölf Herzschläge später taucht sie an derselben Stelle wieder auf. »Der sollte reichen für die kurze Entfernung.« Mit diesen Worten überreicht sie mir einen grauen Feldstecher.

Flach auf dem Bauch liegend erweitere ich unsere sichere Verbindung, damit Marli durch meine Gedanken sehen kann, was ich sehe. Die beiden Männer haben kurz geschnittenes blondes Haar, das bei einem der beiden bereits mit zahlreichen grauen Strähnen durchzogen ist. Ihre Kleidung wirkt unauffällig elegant – weiße Hemden mit silbernen Manschettenknöpfen, dunkle Stoffhosen und auf Hochglanz polierte, schwarze Lederschuhe. Tatsächlich bin ich den beiden schon einmal begegnet, als ich vor einigen Monaten in Neuseeland war. Sie gehören zu einem Forschungsteam der *Anderen*, das, soviel ich weiß, mit speziellen Aufgaben betraut wird, die der höchsten Geheimhaltungsstufe unterliegen.

Die beiden scheinen auf etwas zu warten, wobei ihre Blicke immer wieder zu einem Handy wandern, das vor ihnen auf dem Tisch liegt. Leider ist der Feldstecher zu schwach, um Details zu erkennen.

Nach einem weiteren Blick auf das Handy steht der Graue plötzlich auf und verschwindet in einer Seitengasse. Der Blonde hingegen nippt kurz an seinem Espresso, bevor er sich zurücklehnt und das bunte Treiben auf der Piazza beobachtet. Scheinbar gelangweilt greift er nach dem Handy und hält es vor sich, als würde er ein Foto machen. Er tippt ein paarmal auf das Display und legt das Handy wieder auf den Tisch.

»Mit denen verschwenden wir nur unsere Zeit, wir sollten lieber herausfinden, warum wir hier sind«, knurrt Marli neben mir und meine Mundwinkel zucken. Offensichtlich haben selbst die Aborigines es nicht geschafft, ihr die Tugend der Geduld zu vermitteln.

»Mein Bauch sagt mir, dass hier etwas im Busch ist«,

entgegne ich, ohne den Mann in dem Restaurant aus den Augen zu lassen.

»Es war deutlich leichter, als wir noch *ihre* Gedanken lesen konnten«, seufzt Marli.

Da kann ich ihr nur zustimmen.

Zehn Minuten später bestellt der Blonde einen zweiten Espresso und macht ein weiteres Foto.

»Was fotografiert der da eigentlich? Wenn er ein schönes Foto von dieser Kirche haben möchte, sollte er besser seinen faulen Hintern bewegen. Dort, wo er sitzt, laufen ihm doch andauernd Leute vor die Linse.«

»Das ist es!« Ich drehe mich zu Marli um. »Er fotografiert nicht irgendetwas, sondern die Passanten.«

»Aber warum?«

»Ganz sicher nicht als Hausaufgabe für einen Fotokurs.«

»Da! Er macht wieder ein Foto!« Marli knufft mich in den Oberarm. »Siehst du den jungen Mann dort mit dem grauen Hemd und der Lederhandtasche?«

Ich nicke. Einen Herzschlag später bleibt der Mann abrupt stehen, wechselt die Richtung und biegt kurz darauf in dieselbe Gasse ein, in der vor einer Viertelstunde auch der Graue verschwunden ist.

Marli gibt ein verächtliches Schnaufen von sich. »Das stinkt doch zum Himmel! Bleib du hier, ich schau mir das mal an.«

»Sei vorsichtig«, warne ich sie, doch da ist sie bereits verschwunden.

Einen Augenblick später sehe ich durch Marlis Gedanken hinunter auf eine schmale Gasse. Sie muss auf einem der Häuserdächer gelandet sein, von wo aus sie den jungen Mann mit der Ledertasche gut im Blick hat. Er steuert direkt auf einen Geldautomaten neben einem kleinen Laden zu und hält kurz darauf ein Bündel Geldscheine in der Hand, das er ohne zu zögern dem Grauen übergibt, der wenige Schritte entfernt an einer Hauswand lehnt.

In Gedanken höre ich Marli mit den Zähnen knirschen,

für mich hingegen gehört so etwas mittlerweile zum Alltag. *Sie* testen hier anscheinend eines *ihrer* neuesten Spielzeuge.

Nicht einmal eine Minute später betritt der junge Mann die Piazza wieder und setzt seinen ursprünglichen Weg fort, als wäre nichts geschehen.

Innerhalb der nächsten halben Stunde nehmen drei weitere Passanten den Umweg zum Geldautomaten, nur um dem Grauen ein Bündel Geldscheine in die Hand zu drücken.

»Kein Wort! Sie sagen nicht ein Wort! Sie ändern plötzlich ihren Weg, heben das Geld ab und überreichen diesem Typen einen Haufen Scheine. Und hast du ihre Gedanken gesehen? Damit könnten sie glatt in einem Zombiefilm mitspielen.« Marli, die mittlerweile wieder neben mir auf dem Dach des Pantheon sitzt, ist sichtlich erschüttert. »Und weißt du, was das Schlimmste an der ganzen Sache ist? Sie merken nicht mal, dass sie Opfer eines Verbrechens sind! Und niemand kann und wird ihnen helfen, denn sie scheinen das Geld ja freiwillig zu übergeben.«

»Das perfekte Verbrechen«, stimme ich ihr zu und lege mitfühlend eine Hand auf ihre Schulter.

Sie presst die Lippen zusammen und ihr Körper zittert leicht. »Ich war zu lange weg und habe dabei anscheinend vergessen, wie kaltblütig sie sind.« In ihren Gedanken sehe ich, wie sich ihr Geist unschöne Dinge ausmalt – eingehüllt in die zarte Hoffnung, dass diese niemals Realität werden. Rasch schirme ich einige meiner Erinnerungen ab. Sie hat erst einmal genug zu verdauen.

Schweigend beobachten wir die rotglühende Kugel am Horizont, die langsam aber sicher das Licht des Tages mit sich nimmt, als mein Stab erneut zu vibrieren beginnt. Alarmiert wirble ich herum und suche mit meinen Augen das Dach und die Kuppel hinter uns ab, bevor ich mich versichere, dass auch von oben keine Gefahr droht.

»Du schaust in die falsche Richtung.« Marli deutet nach unten auf die Piazza und mir bleibt fast das Herz stehen.

Die Piazza ist voller Menschen, doch ich sehe die beiden sofort – ihre Gedanken wirken wie bunte Farbtupfer auf einer grauen Leinwand. Das Mädchen ist vielleicht dreizehn oder vierzehn Jahre alt und der Mann – vermutlich ihr Vater – scheint um die vierzig zu sein. Trotz seiner eleganten Kleidung wirkt er entspannt und locker, ganz im Gegensatz zu seiner Tochter, die den Eindruck macht, als wäre sie am liebsten woanders.

»Siehst du sie?«, fragt Marli aufgeregt.

»Sie sind nicht zu übersehen«, erwidere ich und balle meine Hände zu Fäusten.

»O nein!«, haucht Marli, als auch sie erkennt, was gleich passieren wird. Die beiden steuern direkt auf das Restaurant zu, in dem der Blonde sitzt.

Im Stillen bitte ich um Vergebung für das, was ich jetzt tun muss, denn damit breche ich die oberste Regel, aber wenn ich es nicht tue ... Noch hat er sie nicht entdeckt.

Leicht wie eine Feder lasse ich den Gedanken vom Dach des Pantheon hinunterschweben, während Marli neben mir die Luft anhält. Einen Wimpernschlag später kratzt sich der Vater des Mädchens am Kopf und die beiden verlassen die Piazza in der entgegengesetzten Richtung.

»Puh, das war knapp.« Marli wirkt mindestens so erleichtert wie ich. »Glaubst du, dass wir wegen des Mädchens hier sind? Sie könnte eine Anwärtlerin sein.«

Bevor ich etwas erwidern kann, beginnen die Smaragde an den Enden meines Stabes so hell zu strahlen, dass ich meinen Blick abwende, nur um von Marlis Jadestein geblendet zu werden, den sie an einem Lederband um den Hals trägt. Gleichzeitig erscheint in meinem Kopf ein Gedanke, der so rasant an Kraft gewinnt, dass er innerhalb eines Herzschlags alle anderen Gedanken verdrängt. Wir werden gerufen, daran besteht kein Zweifel. Marli und ich sehen uns an, dann lassen wir Rom hinter uns.



In den kommenden zwei Tagen organisiere ich alles, was nötig ist, und packe eilig ein paar Sachen zusammen, bevor ich mich gemeinsam mit Cheyenne auf den Weg mache.

*Es ist so weit, meine Schöne*, teile ich ihr in Gedanken mit, woraufhin sie ein freudiges Bellen ausstößt und auch mein Herz schneller zu schlagen beginnt. Zum ersten Mal seit langer Zeit lasse ich die Erinnerungen an meine alte Heimat zu und mit ihnen kommt auch die Sehnsucht zurück. Die Sehnsucht nach diesem Ort, mit dem ich so eng verbunden bin, viel enger als sich ein normaler Mensch vorstellen kann. Aufregung und Vorfreude durchfluten mich und ich kämpfe nicht dagegen an. Ich habe mich so oft gefragt, wann SIE uns ruft, wann die nächste Generation erwacht. Jetzt endlich hat das Warten ein Ende und ich hoffe mit jeder Faser meines Körpers, dass uns genügend Zeit bleibt.



Nach all den Jahren die Klippen wiederzusehen, fühlt sich seltsam und berauschend zugleich an. Mein Herz nimmt sofort Verbindung auf und eine tiefe Freude durchströmt meinen Körper. Es ist eine Freude, die nur dieser besondere Ort in mir hervorruft und die ich nicht mehr gespürt habe, seit ich damals von hier fortging.

Als ich näher komme, kann ich den Ruf klar und deutlich hören. Er vermischt sich mit dem Rauschen der Wellen, die kraftvoll gegen die Klippen drängen. Genüsslich ziehe ich die salzige Luft in meine Lungen. Sie riecht und schmeckt nach Freiheit – mit das Wertvollste, was wir Menschen besitzen. Als die Smaragdfelsen am Grund des Meeres mich erkennen, beginnen sie zu strahlen und tauchen das Wasser um mich herum in leuchtendes Grün. Sie heißen mich willkommen. Lächelnd schließe ich die Augen und warte, bis das helle Licht um mich herum erlischt.

Als ich meine Augen wieder öffne, sehe ich das Mädchen auf den Klippen stehen und weiß sofort, dass sie es ist. *Sie*

ist ab jetzt meine wichtigste Aufgabe, und ich wünschte, wir hätten mehr Zeit. Doch so, wie die Dinge stehen, ist uns dieser Luxus nicht vergönnt. Sie wird ins kalte Wasser springen müssen, in sehr kaltes Wasser. Ich kann nur versuchen, sie so gut wie möglich darauf vorzubereiten, und genau das werde ich tun.



# Kapitel 1

❧ Tia ❧



Vorsichtig drücke ich gegen die grünen Fensterläden und passe auf, dass sie nicht quietschen. Dann klettere ich aus dem Fenster unseres Hauses in der Smaragdgasse Nummer sieben. Es ist kurz vor Mitternacht und in den umliegenden Häusern brennen nur noch wenige Lichter.

Ich genieße die Stille, während ich die schmale Gasse hinunterlaufe, bis zu dem kleinen Platz, wo Leandro die besten Brötchen der Welt verkauft. Eine alte Straßenlaterne wirft ihr mattes, grünes Licht auf die Bäckerei, die sich direkt neben der Gelateria von Francesca und Matteo befindet. Hier kommt niemand vorbei, ohne wenigstens ein kleines Mascarpone-Eis zu essen – außer mir. Ich mag lieber Stracciatella.

Gut gelaunt überquere ich den mit Bäumen gesäumten Platz, der zu dieser späten Stunde menschenleer ist. Nur eine weiß-braun gescheckte Katze liegt auf einer der Bänke. Träge öffnet sie ein Auge und schläft direkt wieder ein. Vor dem kleinen Hotel *Mia Rosa* bleibe ich kurz stehen, um an den Rosen zu schnuppern, die überall um das gemütliche Gästehaus herum wachsen. Jetzt, Ende Mai, sind sie besonders schön.

Angrenzend an den kleinen Vorgarten des Hotels führt ein schmaler, nur spärlich beleuchteter Weg direkt zu den Klippen. In dieser Nacht scheint der Mond so hell, dass ich jeden einzelnen Stein erkennen kann, doch auch bei völliger Dunkelheit würde ich den Weg mühelos finden. Mit jedem meiner Schritte weicht die Stille dem zunehmenden Rauschen der Wellen, und gleichzeitig wächst die Vorfreude in mir. Ich kann es kaum erwarten.

Nach etwa sechzig Metern macht der Weg eine leichte Biegung nach rechts und von hier aus sind es noch etwa hundert Meter bis zu den Klippen. Jetzt, im späten Frühling, mag ich diesen Teil des Weges besonders gern, wenn Millionen kleine, weiße Blüten den süßen Duft des Sternjasmins verströmen, der sich hier zu beiden Seiten über die steinernen Mauern ergießt. Am Ende des Weges steht eine Pinie, deren würziger Duft sich mit dem salzigen Geruch des Meeres verbindet. Das kleine Grundstück, auf dem sie wächst, gehört dem alten Lorenzo. Eigentlich braucht er es nicht, sagt er, aber wenn überhaupt, müsste ihm schon jemand eine Million dafür zahlen, sonst würde er nicht verkaufen. Um ein Haus darauf zu bauen, dafür ist das Grundstück zu klein, und schon aus diesem Grund war bislang niemand bereit, eine Million dafür zu bezahlen.

Ich lasse meinen Blick über die Klippen schweifen. Wie erwartet, bin ich allein. Die Lichter der umliegenden Häuser sind bereits erloschen. Genüsslich atme ich die Meeresluft ein und gehe hinüber zu dem großen Smaragdstein, der oben eine leichte Einbuchtung hat, sodass man bequem darauf sitzen kann. Ich mag es, wenn der Wind vom Meer kommt, doch wenn er vom Land kommt, so wie heute, weht er mir laufend die Haare ins Gesicht. Genervt greife ich nach der Haarspange, die ich an mein Kleid geklippt habe. Sie ist riesig, aber anders bekomme ich meine dicken Locken nicht gebändigt. Es dauert ein wenig, alle Strähnen hochzustecken, doch dafür werde ich mit einer freien Sicht auf das Meer belohnt.

Von hier aus sind es nur wenige Schritte bis zum Rand, wo die Klippen fast hundert Meter senkrecht in die Tiefe abfallen und das Meer Welle für Welle gegen die Felsen wirft. Das allein ist schon ein atemberaubender Anblick. Noch magischer sind allerdings die Smaragdfelsen auf dem Meeresgrund. Sie verströmen nachts ein weiches Licht und lassen das Meer vor unserer Stadt in wunderschönen Grüntönen schimmern. Woher dieses Leuchten

kommt, weiß niemand, aber der Mond scheint das Licht der Smaragde noch zu verstärken. Ich liebe es, hier zu sein, vor allem nachts. Seit ich zehn bin, schleiche ich mich Nacht für Nacht aus dem Haus und verbringe eine, manchmal auch zwei Stunden hier auf den Klippen. Ich kann mir nicht vorstellen, dass es irgendwo auf der Welt einen schöneren Ort gibt.

Während ich auf das Meer schaue, werde ich ruhiger und mein Herzschlag passt sich dem Rhythmus der Wellen an. Die Klippen, das Meer und ich werden eins.

Ich weiß nicht, wie lange ich schon hier sitze, als sich schlagartig die Luft um mich herum verändert. Es fühlt sich an, als würde sich im nächsten Moment ein heftiges Gewitter entladen. Mein Blick zuckt nach oben, doch über mir spannt sich ein sternenklarer Himmel. Nicht eine einzige Wolke ist zu sehen. Unruhig rutsche ich auf dem Smaragdstein hin und her. Mein Instinkt sagt mir, dass ich schleunigst von hier verschwinden sollte. Ich kann die knisternde Spannung beinahe mit den Händen greifen. Da spüre ich plötzlich ein Kribbeln in meinem Po, das von einer Sekunde auf die andere stärker wird und sich rasend schnell in meinem Körper ausbreitet. Keuchend springe ich auf und starre den Smaragdstein an, auf dem ich gerade noch gesessen habe. Mittlerweile vibriert er so stark, dass ich es mit bloßen Augen sehen kann. Doch mir bleibt keine Zeit, darüber nachzudenken, denn in diesem Moment leuchtet das Meer hinter mir gleißend hell auf, sodass ich geblendet zur Seite taumle und vollkommen die Orientierung verliere.

Am liebsten würde ich weglaufen, aber ich kann nichts sehen, und die Gefahr, zu nah an die Felskante zu geraten ist zu groß. Daher zwingt mich, stehenzubleiben. Zitternd warte ich darauf, was als Nächstes geschieht. Wenn das hier wirklich ein Gewitter ist, müsste jetzt ein gewaltiges Donnerröllen folgen, aber das einzige Geräusch, das ich wahrnehme, ist das vertraute Rauschen des Meeres.

Irgendwann halte ich es nicht mehr aus und blinzele vorsichtig. Meine Augen brauchen eine gefühlte Ewigkeit, um sich an das grelle Licht zu gewöhnen, das vom Meeresgrund zu kommen scheint. Wirklich viel erkennen kann ich nicht, nur, dass ich viel zu nah an der Felskante stehe. Hastig weiche ich einige Schritte zurück, als das Licht ebenso plötzlich erlischt, wie es erschienen ist. Das Meer wirkt jetzt vollkommen schwarz, da sich meine Augen erst wieder an die Dunkelheit gewöhnen müssen. Die Luft um mich herum hat aufgehört zu vibrieren und auch der Smaragdstein liegt wieder seelenruhig vor mir, als wäre nichts geschehen. Ich versuche, mich zu beruhigen, doch mein Körper will einfach nicht aufhören zu zittern. Die friedliche Stimmung ist wie weggeblasen.

Was um Himmels willen war das? Ich knie mich hin und beuge mich vorsichtig über den Rand der Klippe. Das Meer sieht aus wie in den vergangenen hundert Nächten, die ich hier draußen verbracht habe. Da ist nichts Ungewöhnliches, die Smaragdfelsen am Meeresgrund schimmern so sanft wie eh und je.

»Guten Abend, Tia«, höre ich plötzlich eine tiefe Stimme direkt hinter mir. Ich zucke so heftig zusammen, dass ich mich mit beiden Händen an die Felskante klammern muss, um nicht von der Klippe zu stürzen.

Als ich mich umdrehe, steht da ein Mann. Ich kenne ihn nicht. Er muss von außerhalb kommen, vielleicht ein Tourist, obwohl er nicht aussieht wie die Touristen, die unsere Stadt besuchen. Er ist groß, an die zwei Meter, schätze ich, und hat ein freundliches Gesicht. In seiner rechten Hand hält er einen langen hölzernen Stab, an dessen Enden jeweils ein großer Smaragd eingelassen ist. Seltsam, so ein Ding habe ich noch nie gesehen. Auch seine Kleidung ist ungewöhnlich. Er trägt ein langes schwarz-weiß gestreiftes Shirt, das ihm bis zu den Oberschenkeln reicht, und dazu eine lange schwarze Leinenhose. Auf Schuhe scheint er keinen großen Wert zu legen, zumindest trägt er keine. Ich schätze ihn auf mindestens fünfzig Jahre, vielleicht

auch wegen seiner weißen Locken, die unter der braunen Ledermütze hervorquellen. Neben ihm steht ein Hund, der mich aufmerksam beobachtet. Seine Mähne würde sogar einen Löwen mit Stolz erfüllen, das schmale Gesicht erinnert hingegen eher an einen Fuchs. Er sieht wunderschön aus.

»Das ist Cheyenne.« Der Mann scheint meinen Blick bemerkt zu haben. Als die Hündin ihren Namen hört, spitzt sie aufmerksam die Ohren.

»Darf ich sie streicheln?«

»Das musst du sie fragen«, erwidert der Mann lächelnd und sieht seine Hündin an. Diese wirft ihm einen kurzen Blick zu und legt sich dann auf den Rücken. »Das brauche ich wohl nicht zu übersetzen«, meint er und lacht leise.

Behutsam kraule ich ihr den Bauch, was ihr zu gefallen scheint und mich langsam ruhiger werden lässt. Ich liebe Tiere und hätte zu gerne selbst einen Hund oder eine Katze, aber bislang weigert sich Mamma, ein Tier in unsere Familie aufzunehmen. Sie meint, unsere Familie sei groß genug. Wenn es nach mir ginge, könnten wir gerne meine pubertierende Schwester gegen einen Hund eintauschen, der würde nicht stundenlang das Bad blockieren.

»Cheyenne ist eine Genießerin. Wenn es nach ihr geht, kannst du ihr die ganze Nacht den Bauch kraulen«, informiert mich der Mann schmunzelnd. »Ich bin übrigens Beppone.« Seine tiefe Stimme weckt in mir das Gefühl, in warmer Schokolade zu baden. Zumindest glaube ich, dass sich ein Bad in warmer Schokolade so anfühlt.

»Ich bin Tia, aber das weißt du ja schon. Woher eigentlich? Ich habe dich noch nie gesehen. Besuchst du jemanden in der Stadt?«

»Das erzähle ich dir gerne ein anderes Mal. Jetzt werde ich besser schlafen gehen. Es ist schon spät.«

Ein anderes Mal? »Bleibst du länger in der Stadt?«

»Davon gehe ich aus. Gute Nacht, Tia.« Als er sich zum Gehen wendet, springt Cheyenne sofort auf, um ihm zu folgen, doch nach zwei Schritten dreht er sich noch einmal

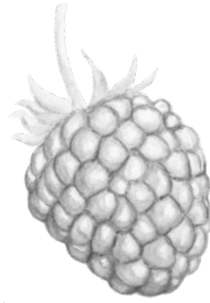
zu mir um. »Herzlichen Glückwunsch zum Geburtstag«, sagt er und zwinkert mir zu.

Woher weiß er, dass ich heute Geburtstag habe? Bevor ich ihn fragen kann, sind die beiden verschwunden. Mit offenem Mund starre ich auf die Stelle, wo sie gerade eben noch gestanden haben. Das muss ein verrückter Traum sein! Warum bin ich nicht schon früher darauf gekommen? Entschlossen kneife ich mir in den Oberarm, doch anstatt aufzuwachen, spüre ich nur einen heftigen Schmerz und stehe noch immer auf den Klippen. Falls das hier ein Traum ist, dann ist er verdammt realistisch.

Auf dem Heimweg schwirren tausend Gedanken durch meinen Kopf und neuhundertneunzig davon sind Fragen. Woher kam dieses Licht? Von den Smaragdfelsen auf dem Meeresgrund? Ist so etwas überhaupt möglich? So hell haben sie noch nie geleuchtet. Warum hat sich die Luft so plötzlich verändert? Wer ist dieser Beppone und was hat er auf den Klippen gemacht? Er möchte länger bleiben, hat er gesagt. Touristen und Besucher bleiben selten länger in unserer Stadt. Die meisten von ihnen reisen am selben Tag wieder ab. Unsere Stadt fasziniert sie, aber lange halten sie es hier nicht aus. So wie wir es nicht lange an anderen Orten aushalten, hat Nonna mir einmal erklärt.

Vor meinem inneren Auge erscheint der Smaragdstein, auf dem ich gegessen habe. Was lässt einen so großen Stein so stark vibrieren? Ein Erdbeben war es ganz sicher nicht. Und wohin sind Beppone und seine Hündin so plötzlich verschwunden? Es kann sich doch niemand einfach in Luft auflösen. Die Gedanken wirbeln wild in meinem Kopf herum und versuchen verzweifelt, eine Erklärung für all das zu finden, doch letztendlich drehen sie sich im Kreis, und als ich schließlich in meinem Bett liege, dauert es lange, bis ich endlich einschlafe.

## Kapitel 2



*»Tanti auguri a te, tanti auguri a te,  
tanti auguri a Tia, tanti auguri a te! «*

*A*m nächsten Morgen werde ich von lautem Gesang geweckt. Ich kuschle mich in meine Bettdecke und genieße das traditionelle Geburtstagsritual, bei dem meine gesamte Familie am Bett des Geburtstagskindes ein Ständchen singt. Nonna und Nicoletta bewerfen mich mit buntem Konfetti, während Papa und Giulia ein Plakat zwischen sich halten, mit der Aufschrift *»Tanti auguri di buon compleanno!«*

Mamma weicht hastig einen Schritt zurück, als ein Schwall Konfetti dem Geburtstagskuchen in ihrer Hand zu nah kommt. Ich liebe Himbeer-Schoko-Kuchen! Leandro, der nicht nur die weltbesten Brötchen backt, hat Himbeeren mit dunkler Schokolade gefüllt und damit den gesamten Kuchen bedeckt. Einige von ihnen stehen auf dem Kopf, sodass in dunkelbrauner Schokolade die Zahl Dreizehn auf dem Kuchen zu lesen ist. Zwischen den Himbeeren brennen dreizehn Kerzen.

*»Tia mia! Puste sie aus und lass alle Wünsche aus deinem Herzen frei, damit sie wahr werden!«,* ruft Nonna und deutet auf die Kerzen. Dabei strahlen ihre meerblauen Augen mich an. Von ihr habe ich meinen Spitznamen. Eigentlich heiße ich Lucia, aber Nonna hat vor vielen Jahren, als ich noch im Kindergarten war, in einem ihrer Bücher gelesen, dass der griechische Mädchenname *Tia* Prinzessin bedeutet. Seitdem bin ich ihre Tia und mittlerweile nennen mich alle so, selbst die Lehrer in der Schule.

Jetzt stimmen auch Giulia und Nicoletta mit ein. *»Pusten! Pusten!«*

Mamma hält mir den Kuchen vor die Nase, doch plötzlich bin ich mir unsicher. Wenn ich ehrlich bin, habe ich keine großen Wünsche. Ich mag mein Leben genau so, wie es ist. Meine Schwestern nerven manchmal, aber dafür habe ich die beste Großmutter der Welt. Nonna kann wunderbar zuhören und ist für mich da, wenn ich sie brauche. Außerdem habe ich tolle Freunde und lebe am schönsten Ort der Welt. Vielleicht sollte ich mir wünschen, dass alles so bleibt, wie es ist.

Da fällt mir wieder ein, was gestern Nacht auf den Klippen passiert ist. Jetzt, bei Tageslicht, fühlt es sich wie ein Traum an. Was in aller Welt kann ein Meer in einen riesigen Scheinwerfer verwandeln? Taucher können es nicht gewesen sein, ihre Lampen sind nicht stark genug. Ob ich die Einzige bin, die dieses Licht gesehen hat? Wer zu dieser Zeit noch wach war und am Fenster stand, hat es ganz sicher gesehen. Das Gute ist, dass ich es erfahren werde, denn in unserer Stadt verbreiten sich Neuigkeiten schneller als der Wind.

»Jetzt mach schon! Ich will endlich den Kuchen probieren«, quengelt Nicoletta.

Papa legt ihr lächelnd eine Hand auf die Schulter. Umgeben von einer Horde Morgenmäntel trägt er bereits ein weißes Hemd und eine dunkle Stoffhose. »Wünsche wollen gut überlegt sein, Nicoletta, sie könnten in Erfüllung gehen«, sagt er und zwinkert meiner kleinen Schwester zu.

Er ist wie immer die Ruhe selbst. Das ist mit Sicherheit einer der Gründe, warum er so gut ist in seinem Job. Papa ist ein angesehener Smaragdschleifer. Mit seinen geschickten Händen formt er aus den grünen Steinen die schönsten Schmuckstücke. Seine Kunden kommen aus der ganzen Welt. Erst letzte Woche hat er einen Ring an einen Australier verkauft, der damit seiner Liebsten einen Heiratsantrag machen möchte. Smaragdschleifer haben in unserer Stadt eine lange Tradition, und Papa ist einer der besten.

Nicoletta räuspert sich und erinnert mich daran, dass ich mich langsam mal entscheiden sollte. Wenn ihr etwas



wichtig ist – und Kuchen gehört definitiv dazu –, kann sie ziemlich hartnäckig sein. Alle schauen mich erwartungsvoll an. Ich sollte mir so etwas wie Gesundheit, Glück oder jede Menge Stracciatella-Eis wünschen, doch da ist ein Wunsch, der so stark ist, dass er alle anderen verdrängt: Ich möchte unbedingt wissen, was gestern Nacht auf den Klippen passiert ist.

Unter dem Applaus meiner Familie puste ich alle Kerzen auf einmal aus und sehe dem aufsteigenden Rauch dabei zu, wie er meinen Wunsch einhüllt und mit sich nimmt.



## Kapitel 3

Nach der Schule schlendere ich gemeinsam mit meinen Freunden durch die Stadt.

»Was ist denn *da los?*«, fragt Davide plötzlich. Er zeigt hinüber zum Marktplatz, wo sich eine Gruppe von Touristen versammelt hat. Sie stehen um einen Mann herum, der ihnen etwas über unser altes Rathaus zu erzählen scheint.

Dieser Mann trägt ein langes schwarz-weiß gestreiftes Shirt und dazu eine lange, schwarze Hose. Wie gestern Nacht auf den Klippen ist er barfuß, doch auch ohne Schuhe überragt er die meisten seiner Zuhörer deutlich. In seiner linken Hand hält er wieder diesen Stab aus Holz, der sogar noch ein wenig länger ist als er selbst und an dessen Enden grüne Smaragde eingelassen sind. Vielleicht gehört das jetzt zur Aufmachung des Stadtführers. Das ist also der Grund, warum er hier ist. Es kommt nicht oft vor, dass Menschen von außerhalb bei uns in der Stadt einen Job annehmen. In den letzten Jahren ist das vielleicht ein- oder zweimal vorgekommen, lange geblieben ist niemand.

Anna sieht Davide verständnislos an. »Eine Stadtführung auf dem Marktplatz ist doch nichts Ungewöhnliches.«

Sie hat recht. Eine Stadtführung ist nicht ungewöhnlich, aber normalerweise führt Roberto die Touristen durch die Stadt. Ist er krank? Noch ungewöhnlicher finde ich, dass die gesamte Gruppe fasziniert an Beppones Lippen hängt. So spannend ist die Geschichte unseres Rathauses nun wirklich nicht. Ich habe schon zweimal eine Stadtführung bei Roberto mitmachen müssen und wäre dabei fast eingeschlafen. Wer ist dieser Beppone, der anscheinend Dinge über unser Rathaus zu erzählen weiß, die so spannend

sind, dass die Menschen dabei sogar ihre Handys vergessen?

Im Gegensatz zu Roberto, der schon von weitem zu hören ist, wenn er einer Gruppe die Sehenswürdigkeiten unserer Stadt zeigt, spricht Beppone so leise, dass ich auf diese Entfernung kein Wort verstehen kann. Noch bevor mein Verstand begreift, was geschieht, setzen sich meine Füße in Bewegung. Ich muss unbedingt wissen, was er erzählt.

Anna, Davide und Alessandro scheinen den gleichen Gedanken gehabt zu haben, und wir sind bei Weitem nicht die Einzigen. Als wir näher kommen, erkenne ich zahlreiche vertraute Gesichter. Die Touristen sind mittlerweile in der Unterzahl, da sich immer mehr Einwohner der Stadt der Gruppe anschließen.

»Nirgendwo sonst auf der Welt gibt es so viele und vor allem so große Smaragde. Die gesamte Stadt besteht mehr oder weniger aus diesen edlen Steinen, daher wurde sie einst auch »Die Stadt der Smaragde« genannt«, erklärt Beppone gerade, als wir die Gruppe erreichen. Diesen Namen höre ich heute zum ersten Mal, was seltsam ist, weil er perfekt zu unserer Stadt passt.

»Einige der ortsansässigen Smaragdschleifer haben sich auf die großen Smaragde spezialisiert, mit denen sie Häuser, Brunnen, Straßenlaternen und sogar Kirchen bauen«, fährt Beppone fort. »Sie genießen immer noch großes Ansehen hier in der Stadt. Heutzutage besteht jedoch der größte Teil ihrer Arbeit aus dem Restaurieren der teilweise uralten Bauten. Nach wie vor sind sie handwerklich sehr geschickt, doch reichten ihre Fähigkeiten früher weit über das reine Handwerk hinaus. Damals beherrschten die Smaragdschleifer noch die Kunst, das Wesen eines Smaragdes zu erkennen und mit ihm zu kommunizieren. Sie dienten den Smaragden und die Smaragde dienten ihnen. Es war ein Geben und Nehmen, wie bei einer guten Freundschaft. Weit über die Grenzen dieser Stadt hinaus wurden die Smaragddiener, wie sie sich nannten, als Eingeweihte und Meister ihres Fachs verehrt. Im Übrigen galten die Frauen

als besonders begabt darin, mit den Smaragden zu kommunizieren.«

Beppone hält kurz inne und lässt seinen Blick über unsere Gruppe gleiten, die mittlerweile den halben Marktplatz einnimmt. »Was wisst ihr über Smaragde?«, fragt er.

»Sie sind grün, manchmal auch fast weiß«, antwortet eine Touristin mit hellblonden Haaren und auffälligen roten Sneakern.

»... und wertvoll«, ergänzt ein junger Familienvater, der seine kleine Tochter auf dem Arm trägt. Sie ist vielleicht zwei Jahre alt und auch sie hört Beppone aufmerksam zu.

»Das stimmt«, lobt Beppone die beiden, und wieder weckt seine Stimme in mir das Gefühl, in warmer Schokolade zu baden. »Schaut euch diesen Smaragd einmal genau an.« Er deutet auf einen der Smaragdsteine des Rathauses. »Welche Farbe hat er?«

Ich trete näher an den Smaragd heran. Der Stein ist bestimmt einmal richtig schön gewesen, aber nach all der Zeit hat er seinen Glanz verloren und sieht mehr grau als grün aus. Worauf will er hinaus? Auch die anderen Zuhörer scheinen nicht so recht zu wissen, was sie antworten sollen.

Nach einer Weile zuckt Anna, die neben mir steht, die Schultern. »Na ja, er war mal grün, aber jetzt ist er ziemlich trüb und schmutzig«, beschreibt sie treffend das Aussehen des Steins.

Beppone nickt und mir fällt auf, dass er einen erstaunlich langen Hals hat. »Warum glaubt ihr, ist dieser Smaragd so trüb und schmutzig?« Das ist eine seltsame Frage. Es ist doch vollkommen normal, dass ein Stein nach einer gewissen Zeit so aussieht wie dieser hier.

»Staub, Abgase, das Wetter, die salzige Luft ...«, spricht Anna aus, was ich denke, doch dieses Mal stimmt ihr Beppone nicht zu.

»Die Abgase eurer Autos und Roller haben auch ihren Anteil an der Verschmutzung der Smaragde, aber diese Verschmutzung ist nur äußerlich. Es gibt etwas, das viel

schwerer wiegt.« Er deutet auf die umliegenden Gebäude. »Wusstet ihr, dass zu jener Zeit, als die meisten dieser Häuser hier erbaut wurden, die Smaragde eine solche Strahlkraft besaßen, dass in einer klaren Vollmondnacht ihr grünes Leuchten hunderte Kilometer weit zu sehen war? Für Schiffe boten sie eine gute Orientierung, daher wurde diese Stadt früher auch ›Der grüne Leuchtturm‹ genannt«, erklärt er, während in meinem Kopf die Bilder der vergangenen Nacht wieder lebendig werden.

»Ich hab sie noch nie leuchten sehen. Nur die Smaragd-felsen am Meeresgrund, aber die leuchten nicht so stark«, meint Alessandro, der bislang kein Wort gesagt hat – was an ein Wunder grenzt.

»Das war lange, bevor wir beide geboren wurden«, wendet sich Beppone ihm zu. »Die Stadt der Smaragde ist viel älter als die meisten Menschen glauben.«

In diesem Moment piept mein Handy. Giulia hat mir eine Nachricht geschickt.

*»Wo bleibst du denn? Wir wollen essen!«*

Das Geburtstagsessen! Das habe ich in den letzten Minuten total vergessen. »Ich muss los«, verabschiede ich mich von Anna, Davide und Alessandro.

Während ich nach Hause laufe, fällt mein Blick immer wieder auf die verschiedenen Häuserwände. Manche von ihnen sind eher grün, andere eher weiß. Doch von ihrer Farbe einmal abgesehen, sind einige der Smaragde deutlich dunkler und trüber als andere. Wahrscheinlich sind sie einfach älter. Atemlos bleibe ich vor einem großen Smaragdstein stehen, der ein wenig aus einer Mauer herausragt.

»Ciao«, grüße ich den Stein und lausche aufgeregt, ob der Smaragd mir antwortet. Natürlich tut er es nicht. Stattdessen kommt der alte Lorenzo um die Ecke.

»Suchst du etwas, Tia?«, fragt er mich mit seiner leicht krächzenden Stimme.

Hastig schüttle ich den Kopf. »Hast du heute nicht Geburtstag?«

»Ja, deshalb muss ich schnell nach Hause«, antworte ich und laufe los, bevor er mir weitere Fragen stellen kann.

»Herzlichen Glückwunsch!«, ruft er mir hinterher und ich muss grinsen. Zum Glück hat er nicht gehört, dass ich versucht habe, mit einem Stein zu sprechen.

»Na endlich!«, begrüßt mich meine kleine Schwester an der Haustür. »Ich bin schon am Verhungern«, ergänzt sie vorwurfsvoll, während ich meine Schultasche neben die Garderobe werfe. Nicoletta kann ständig essen, dabei ist sie sehr zierlich. Niemand, der sie sieht, würde vermuten, welche Mengen an Essen sie in sich hineinstopft.

Mit ihrem knallgelben Kleid springt sie vor mir die Treppe zu unserer Dachterrasse hinauf, wobei ihre hellbraunen Locken munter auf und ab wippen. Nicoletta und ich sind neben Nonna die Einzigen in unserer Familie, die kein schwarzes Haar haben. Meines ist erheblich dunkler als Nicolettas und sowohl die Sonne als auch das Mondlicht verleihen ihm einen hauchzarten smaragdgrünen Schimmer. Nonna hat mit Abstand die hellsten Haare von uns allen und bezeichnet ihre Farbe als Weißgold.

Als wir oben ankommen, sitzen bereits alle an dem großen Tisch, den Nonna heute besonders liebevoll mit Blumen dekoriert hat.

»Sie ist da«, verkündet Nicoletta lautstark und lässt sich auf ihren Stuhl fallen.

Alle schauen mich erwartungsvoll an. Auf dem Tisch steht mein Lieblingsessen, eine riesige Lasagne, und zur Feier des Tages darf ich sie anschneiden. Auch das ist eine Familientradition.

Ich greife nach dem großen Messer, das neben der Auflaufform liegt, und grinse dabei bis über beide Ohren. Geburtstag zu haben, gehört definitiv zu meinen absoluten Höhepunkten des Jahres. Zu schade, dass ich ab morgen wieder ein Jahr warten muss.

»Wie war es in der Schule?«, fragt Mamma. »Haben euch die Muffins geschmeckt?«

Ich kann nur nicken, da ich den Mund voll Lasagne habe. Leandro hat in der ersten langen Pause ein riesiges Blech mit Muffins in die Schule gebracht. Ganz viele verschiedene Sorten, und für mich einen extra großen Schoko-Himbeer-Muffin.

»Sie waren alle weg, noch bevor die Pause vorbei war«, antworte ich, nachdem ich fertig gekaut habe.

Mamma sieht mich erschrocken an. »Vielleicht hätte ich doch mehr bestellen sollen, aber Leandro meinte, hundert Stück würden reichen.«

»Es waren genug für die ganze Schule. Sie waren nur so lecker, dass alle sie sofort gegessen haben«, beruhige ich sie.

Mamma legt sehr viel wert auf gute Planung und Organisation. Das liegt wahrscheinlich daran, dass sie die Marketingleiterin unserer Stadt ist. Sie kümmert sich darum, dass genug Touristen kommen, und mit ihnen das Geld. Das ist laut Mamma sehr anstrengend, denn es sollen auch nicht zu viele Touristen kommen, damit die Bewohner der Stadt sich noch wohlfühlen. Das ist, wie wenn sich jemand einen Esel ohne Kopf wünscht. Er soll nicht laut brüllen, aber aus seinem Hintern sollen Goldtaler purzeln, hat Mamma einmal Tante Rosa erklärt.

Ich verstehe nicht, warum sie sich so einen Stress macht. Unsere Stadt ist reich, Armut gibt es bei uns nicht. Alle haben ein Haus oder eine Wohnung, reichlich zu essen und überall in der Stadt sprudelt frisches Trinkwasser aus den vielen kunstvoll gestalteten Smaragdbrunnen. Ich weiß, dass es anderswo auf der Welt nicht so ist. Da leben Menschen auf der Straße, weil sie kein Zuhause haben, oder sie verhungern, weil sie nicht genug zu essen bekommen. Vielerorts herrscht Mangel und nur einige Wenige leben im Überfluss. Daher hat auch niemand, der in unserer Stadt lebt, das Bedürfnis, sie zu verlassen. Aus meiner Sicht gibt es noch tausend weitere Gründe.

Nachdem alle fertig gegessen haben, steht Nonna auf. »Möchte jemand einen Espresso oder einen Grappa?«

»Ich nehme einen Espresso«, ruft Giulia sofort. Seit einiger Zeit glaubt sie, sich wie eine Erwachsene benehmen zu müssen, obwohl sie erst siebzehn ist. Sie blockiert stundenlang das Badezimmer, um sich zu schminken, weil sie der Meinung ist, dass ein dunkler Lidstrich ihre hellgrünen Augen betont. Anfang des Jahres hat sie sich die Haare abschneiden lassen und trägt jetzt einen kinnlangen Bob, wobei sie ihre schwarzen, auf Hochglanz polierten Haare hinter die Ohren steckt. Mit langen Haaren hat sie mir besser gefallen, und auch ohne diese ganze Farbe im Gesicht, aber es ist sinnlos, mit ihr darüber zu diskutieren. Das Gleiche gilt für ihre Schuhe, in denen kein Mensch laufen kann. Wenn sie meint, mit zehn Zentimeter hohen Absätzen durch unsere Gassen stelzen zu müssen, ist das ihre Sache. Mir tun schon die Füße weh, wenn ich ihr nur dabei zuschauen muss.

Wenig später dringt der Lärm der Kaffeemaschine aus Nonnas Küche. Ich beneide sie um ihre Wohnung hier oben auf dem Dach. Nonna ist der Ansicht, dass sie als älteste Bewohnerin des Hauses die beste Aussicht verdient hat. Ihre Freunde halten sie deshalb für verrückt und schnaufen immer lautstark, wenn sie sie besuchen. Nonna machen die vielen Treppenstufen nichts aus, im Gegenteil, sie ist die Fitteste von uns allen.

Sie hat unsere Dachterrasse in einen blühenden und wunderbar duftenden Garten verwandelt, wo sie allerlei Kräuter, Gemüse und Obst anbaut. Hier verbringe ich die meisten Nachmittage in der Woche, wenn Mamma und Papa arbeiten. Manchmal sitzen wir einfach nur da und schauen auf die Dächer der Stadt und das Meer. Wenn ich ein Problem habe, hört sie mir zu und ganz oft löst es sich noch während wir reden einfach in Luft auf. Nonna glaubt fest daran, dass es für alles eine Lösung gibt.

In diesem Moment kommt sie mit einem großen Tablett zurück. Papa springt auf, um es ihr abzunehmen, und stellt es vorsichtig auf den Tisch. Neben vier Espressotassen hat Nonna auch zwei Schälchen Stracciatella-Eis für Nicoletta



und mich mitgebracht. In ihren meerblauen Augen liegt ein Lächeln, als sie uns die beiden Schälchen überreicht. Vermutlich würde Giulia jetzt gerne tauschen, aber sie tut so, als ob ihr dieses bittere Zeug schmeckt. Selbst schuld.

Während die Erwachsenen und Giulia ihren Espresso trinken, mache ich es mir mit meinem Eis auf dem orange-gelben Liegestuhl unter dem alten Olivenbaum gemütlich. Von hier aus hat man einen fantastischen Blick über die halbe Stadt bis zum Meer. Das Sonnenlicht funkelt wie kleine Diamanten auf den Wellen und erinnert mich an das geheimnisvolle Leuchten in der vergangenen Nacht. Vielleicht hat ja Beppone eine Erklärung dafür. Er scheint viel über die Smaragde zu wissen.

»Mamma, wo ist eigentlich Roberto? Auf dem Marktplatz war heute ein anderer Stadtführer«, rufe ich zum Tisch hinüber.

Nonna sieht überrascht auf. »Ein anderer Stadtführer?« Sie kennt Roberto sehr gut, die beiden sind schon zusammen zur Schule gegangen.

Mamma nickt. »Roberto hat sich kurzfristig entschieden, seinen Traum wahr zu machen und auf Weltreise zu gehen. Emilia musste praktisch über Nacht einen Ersatz finden, da die Führungen bis Ende nächster Woche bereits ausgebucht waren. Zum Glück kam heute Morgen Beppone ins Rathaus und hat uns seine Dienste als Stadtführer angeboten. Er hat hier gelebt, bis er sechzehn war, seitdem ist er praktisch um die ganze Welt gereist. Was für ein Glück, dass er ausgerechnet jetzt zurückgekommen ist, obwohl seine Familie mittlerweile woanders lebt. Er weiß sehr viel über unsere Stadt und konnte heute direkt einspringen.«

Nonna ist sichtlich berührt. »Er hat zwar immer wieder davon gesprochen, eine Weltreise zu machen, dieser alte Träumer, aber ohne ein Wort einfach abzuhaufen! Der kann was erleben, wenn er wieder da ist!«, schimpft sie schmunzelnd und ich weiß, dass sie sich für Roberto freut. Ihrer Meinung nach ist es das Allerwichtigste im Leben, seine Träume zu verwirklichen.

»Vielleicht kennst du Beppone noch von früher«, meint Mamma.

Nonna zupft nachdenklich eine Strähne aus ihrer Stirn. »Irgendwie kommt mir der Name bekannt vor, aber sicher bin ich mir nicht.«

Beppone hat sich also heute Morgen für den Job als Stadtführer beworben. Das bedeutet, dass er gestern Nacht noch gar nicht wusste, ob er den Job bekommt. Dass Roberto Knall auf Fall seinen Job aufgibt, konnte er nicht ahnen. Trotzdem schien er ziemlich sicher zu sein, dass er länger in der Stadt bleiben wird. Das ist eigenartig. Mein Gefühl sagt mir, dass er meine beste Chance ist, etwas über die merkwürdigen Dinge zu erfahren, die ich vergangene Nacht auf den Klippen erlebt habe.



## Kapitel 4

Am nächsten Morgen ist es ungewöhnlich kühl. Normalerweise klettert das Thermometer zu dieser Jahreszeit sehr schnell über zwanzig Grad, sobald die Sonne aufgeht, aber heute ist der Himmel grau und nur einige wenige Sonnenstrahlen finden ihren Weg durch die Wolken. Fröstelnd ziehe ich den Reißverschluss meiner roten Sommerjacke zu. Statt der offenen Sandalen habe ich mich für meine braunen Stiefeletten entschieden. Sie sind wärmer und passen gut zu dem hellbraunen Sommerkleid, auf dem überall kleine, rote Blüten aufgestickt sind. Für mich ist es ein Rätsel, dass manche Menschen nur triste, langweilige Klamotten in ihren Kleiderschränken haben. Farben machen das Leben doch viel schöner.

Als ich wenig später rechts in die kleine Gasse einbiege, die zu unserer Schule führt, fällt mein Blick wie gewohnt auf die beiden riesigen Oleandersträucher. Sie wirken wie die Säulen unseres alten Schultores. Ihre weißen und rosa-farbenen Blüten sind eine wahre Pracht und der ganze Stolz von Signor Pisano, dem Hausmeister unserer Schule. Wie jeden Morgen zupft er liebevoll die alten Blüten von den Zweigen. Anna, Davide und Alessandro warten bereits vor der Schule auf mich.

»Weißt du, was der neue Stadtführer behauptet hat?«, ruft Alessandro mir aufgeregt entgegen.

Das Hemd seiner Schuluniform steckt nur halb in seiner Hose und seine schwarzen Locken stehen wild nach allen Seiten ab. Vermutlich hat er mal wieder verschlafen und ist erst vor zehn Minuten aus dem Bett gefallen. Das Haus seiner Eltern befindet sich nur einen Katzensprung von unserer Schule entfernt, was ihn dazu verleitet, bis zur

letzten Minute im Bett zu bleiben. Wenn es nach ihm ginge, würde die Schule nicht vor elf Uhr beginnen. Das ist die Zeit, wo er langsam auf Touren kommt. Doch heute scheint er bereits hellwach zu sein.

Bevor ich etwas erwidern kann, platzt es aus Davide heraus: »Es sind unsere Gedanken!«

Ich blicke ihn verwirrt an, woraufhin Anna die Augen verdreht.

»Wenn ihr wollt, dass euer Gegenüber euch versteht, dürft ihr ruhig ein paar mehr Worte verwenden. Das kann doch nicht so schwer sein.«

Alessandro und Davide grinsen sich an. »Wir verstehen uns auch ohne viele Worte«, säuselt Alessandro und Davide schlägt ihn ab.

»Schön für euch. Ich habe jedenfalls keinen blassen Schimmer, worum es geht«, entgegne ich.

»Sollen wir ihr noch einen Hinweis geben?«, fragt Davide und Alessandro tut so, als ob er überlegen müsse.

»Was hat er gesagt?«, wende ich mich an Anna. Ich habe keine Lust auf Ratespielchen am frühen Morgen.

»Nachdem du gestern gegangen bist, hat der neue Stadtführer behauptet, dass die Smaragde unsere Gedanken speichern. Sie saugen alle Gedanken aus ihrer näheren Umgebung auf und speichern sie wie die Festplatte eines Computers. Ach ja, und er meinte, je mehr schwere und trübe Gedanken die Menschen in ihrer Nähe haben, desto trüber werden auch die Smaragde«, erklärt sie mir.

»Du nimmst uns die Worte aus dem Mund, genau das wollten wir sagen«, meint Alessandro und grinst Anna an.

»Wo nichts ist, kann man auch nichts herausnehmen«, erwidert sie mit einem süßen Lächeln auf den Lippen.

»Was sagst du dazu?«, wendet sich Alessandro an mich. Diese Sache scheint ihn sehr zu beschäftigen.

»Das ist doch kompletter Unsinn«, kommt Davide mir zuvor, dessen Schuluniform wie immer perfekt sitzt. »Steine können keine Gedanken speichern. Sie können auch nicht sprechen oder sonst irgendetwas. Es sind Steine.« Er

sieht aus, als könne er nicht fassen, dass wir überhaupt einen Gedanken daran verschwenden, dass so etwas möglich sein könnte. Für ihn müssen Dinge logisch erklärbar sein. Was er nicht sehen oder mit irgendwelchen Geräten messen kann, existiert für ihn nicht.

Ich zucke mit den Schultern. »Ich hab noch nie gehört, dass Smaragde Gedanken speichern können, klingt aber spannend. Stellt euch mal vor, wie viele Gedanken sich da im Laufe der Zeit angesammelt hätten. Dann wäre unsere Stadt eine riesige Bibliothek«, überlege ich laut.

»Wow«, sagt Anna, und in Alessandros Augen blitzt etwas auf.

»Ja und wisst ihr, was noch genialer wäre? Wenn wir in die Smaragde einfach einen USB-Stick reinstecken und alle Gedanken kopieren könnten. Das wäre doch mega-spannend, besser als jede verstaubte Stadtchronik.«

Von Davide erntet er dafür nur ein Kopfschütteln. Ich denke an den Smaragdestein, der in der Nacht auf den Klippen so stark vibriert hat, dass ich es nicht nur fühlen, sondern sogar sehen konnte.

»Ich muss euch etwas erzählen«, fange ich an, doch bevor ich weitersprechen kann, ertönt die Schulglocke. Seufzend machen wir uns auf den Weg.

»Guten Morgen, Signor Pisano«, rufen wir im Chor unserem Hausmeister zu, der noch immer fleißig die alten Blüten abzupft und uns von seiner Leiter aus zuwinkt.

»Wir reden später«, sage ich, als wir die Tür unseres Klassenraumes erreichen. Bislang habe ich das, was ich auf den Klippen erlebt habe, für mich behalten, weil es einfach zu verrückt klingt, doch jetzt kann ich es kaum erwarten, meinen Freunden davon zu erzählen.

Davide lehnt mit skeptischer Miene am Stamm der kleinen Pinie, die am Rand unseres Schulhofes steht und etwas Schatten spendet. Obwohl es heute Morgen außergewöhnlich kühl war, sind es jetzt über dreißig Grad und die Sonne brennt geradezu vom Himmel. Keine einzige Wolke ist

mehr zu sehen. Das ist jedoch nichts Ungewöhnliches, das Wetter ändert sich hier am Meer sehr schnell.

Ich habe Anna, Davide und Alessandro erzählt, was ich vor zwei Nächten auf den Klippen erlebt habe, wobei ich die Sache mit dem plötzlichen Verschwinden von Beppone und Cheyenne ausgelassen habe, weil mir das mittlerweile zu verrückt erscheint. Jetzt schweigen alle. Ich sehe in ihren Gesichtern, dass es ihnen schwerfällt, mir zu glauben.

»Und du bist dir ganz sicher?«, fragt Anna nun schon zum dritten Mal.

Ich nicke nur, weil ich nicht weiß, was ich noch sagen soll. Beweisen kann ich es nicht.

»Die Smaragdfelsen leuchten doch immer im Mondlicht, vielleicht kam es dir einfach heller vor als sonst«, meint Alessandro.

»Dieses Leuchten war so hell, dass es wehgetan hat. Ich war total geblendet«, wiederhole ich zum x-ten Mal. Vielleicht war es doch keine so gute Idee, meinen Freunden davon zu erzählen.

»Es gibt noch eine andere Möglichkeit«, meint Davide, der die Arme vor der Brust verschränkt hat. »Es war schon spät. Wahrscheinlich bist du eingeschlafen und hast alles nur geträumt.«

Ungläubig sehe ich ihn an. »Echt jetzt? Das ist deine Erklärung?« Langsam werde ich wütend. Ein bisschen mehr Vertrauen hätte ich von meinen Freunden schon erwartet, auch wenn das alles schwer zu glauben ist.

Anna legt beschwichtigend ihre Hand auf meinen Oberarm. »Lasst uns heute Nacht zusammen auf die Klippen gehen und schauen, ob das Meer leuchtet«, schlägt sie vor.

»Gute Idee«, stimmt Alessandro ihr zu.

»Wenn ihr meint.« Davide sieht nicht sonderlich begeistert aus.

Mein Gefühl sagt mir, dass wir heute Nacht nichts Besonderes sehen werden, aber wenn ich jetzt einen Rückzieher mache, glauben sie mir erst recht nicht. Also zucke ich nur mit den Schultern.

»Okay, wo treffen wir uns?«, fragt Anna voller Tatendrang. Wann immer sie organisieren kann, ist sie in ihrem Element.

»Kurz vor Mitternacht vorm Mia Rosa?«, schlage ich vor.

»Gut, ich bin um Viertel vor zwölf bei dir«, wendet sich Anna an Alessandro und versucht ein strenges Gesicht zu machen, was ihn zum Schmunzeln bringt. »Sei pünktlich!«, schärft sie ihm ein.

»Ich kann es kaum erwarten, dich zu sehen, meine Liebste«, säuselt er und haucht einen Kuss in ihre Richtung. Anna verdreht die Augen, aber ihre Wangen färben sich rosa und ich frage mich, ob mehr hinter Alessandros hemmungslosem Geflirte steckt.



## Kapitel 5

Da ich den Weg zu den Klippen am besten kenne, gehe ich voran. Anna, Davide und Alessandro folgen mir. Heute ist es wesentlich dunkler als in der Nacht vor meinem Geburtstag, da der Mond hinter einer dichten Wolkendecke verborgen ist, doch meine Augen haben sich inzwischen an die Dunkelheit gewöhnt.

»Accidenti! Verdammt!«, schimpft Alessandro hinter mir, der dem Geräusch nach zu urteilen gegen einen der aus dem Boden herausragenden Steine gestoßen ist.

»Das passiert, weil du so schlurfst. Heb einfach deine Füße an«, meint Anna leise lachend.

Alessandro grunzt missmutig. Allerdings scheint er ihren Rat zu befolgen, denn wir kommen ohne weitere Zwischenfälle am Rand der Klippen an. Während Davide und ich die große Picknickdecke ausbreiten, beugt sich Alessandro über den Rand der Klippen.

»Pass auf«, zischt Anna. »Du fällst noch von der Klippe und dann wird's da unten auf jeden Fall hell, wenn die Küstenwache nach dem suchen muss, was dann noch von dir übrig ist.«

»Beruhige dich, mir passiert schon nichts«, entgegnet Alessandro, weicht aber ein deutliches Stück von der Felskante zurück. »Da unten ist nichts, die Smaragdfelsen leuchten ein bisschen, so wie immer.«

»Es hat ja auch nur für einen kurzen Moment so hell geleuchtet. Lasst uns einfach warten und schauen, was passiert«, erwidere ich, obwohl ich nicht glaube, dass wir wirklich etwas zu sehen bekommen.

»Von mir aus.« Davide zuckt mit den Schultern, und selbst im Dunkeln kann ich erkennen, wie wenig begeistert er von der ganzen Aktion ist.



Anna setzt sich zu ihm und kramt aus ihrer Tasche vier Becher und eine große Flasche mit selbst gemachter Limonade hervor. »Lasst uns doch einfach den Abend hier auf den Klippen genießen«, meint sie und verteilt die Becher.

»Überredet.« Grinsend lässt sich Alessandro neben ihr auf die Decke fallen.

Anna hat von ihrer Oma gelernt, wie man aus Kräutern, Früchten, Beeren und allerlei Gewürzen die leckersten Limonaden zaubert. Lächelnd nehme ich den Becher entgegen, den sie mir reicht. Heute schmeckt die Limo nach Grapefruit, Rhabarber und Thymian.

»Buonissimo! Köstlich!«, ruft Alessandro aus, küsst seine Fingerspitzen und fuchtelt theatralisch mit seiner Hand in der Luft herum. Anna knufft ihn in den Arm, kann sich aber ein kleines Lächeln nicht verkneifen.

»Ich hab Kekse dabei«, verkündet Davide und zieht eine Packung Mustaccioli aus seinem Rucksack.

»Die sind mit Espresso«, meint Anna, nachdem sie einen Blick auf die Kekspackung geworfen hat.

»Ich weiß«, erwidert Davide, »die werden dafür sorgen, dass keiner von uns einschläft und von einem hell erleuchteten Meer träumt.«

Ich verziehe das Gesicht und strecke ihm die Zunge raus, aber innerlich versetzt es mir einen Stich, dass er mir nicht glaubt. »Ich bin nicht eingeschlafen, ich habe es wirklich gesehen«, verteidige ich mich und bereue, meinen Freunden davon erzählt zu haben.

»Was hast du gesehen?«, fragt plötzlich eine tiefe Stimme hinter mir.

Erschrocken fahren wir alle herum. Hinter uns steht Beppone und neben ihm Cheyenne, die sich an sein Bein schmiegt, während sie sich von ihm den Nacken kraulen lässt.

In der linken Hand hält Beppone diesen langen Stab, den er anscheinend überall mit sich herumschleppt. Die Smaragde, die an den beiden Enden des Stabes eingelassen sind, wirken viel dunkler als gestern auf dem Marktplatz.

Natürlich sieht alles in der Nacht dunkler aus als am helllichten Tag, dennoch habe ich das Gefühl, dass irgend etwas an diesen Steinen anders ist als gestern, auch wenn ich es nicht erklären kann.

»Tia behauptet, dass das Meer vorgestern Nacht so hell geleuchtet hat, dass sie regelrecht geblendet war«, antwortet Alessandro an meiner Stelle.

»Und nun seid ihr hier, um es mit eigenen Augen zu sehen«, stellt Beppone fest.

»Ich denke, dass Tia eingeschlafen ist und das alles nur geträumt hat«, meint Davide und schiebt sich einen Keks in den Mund. Es ist mir peinlich, dass er mich als träumende Spinnerin hinstellt. Am liebsten würde ich auf der Stelle nach Hause gehen.

Beppone lässt sich neben uns auf den großen Smaragdstein sinken, auf dem auch ich vorletzte Nacht gesessen habe. Den Stab legt er behutsam auf seinen Schoß, mit der anderen Hand streichelt er Cheyenne über den Kopf. »In unserer Welt gilt das als wahr, was viele Menschen erlebt haben. Doch nur, weil ein Mensch etwas erlebt, was bislang niemand anderes oder nur sehr wenige Menschen erfahren haben, bedeutet das nicht, dass es eine Lüge oder reine Fantasie ist.« Er zwinkert mir zu und seine Stimme lässt mich wieder in warme Schokolade eintauchen. Innerhalb eines Herzschlags fällt alle Anspannung von mir ab und ich fühle mich wunderbar leicht, als würde ich auf einem weichen Kissen sitzend durch die Luft schweben.

»Stimmt es wirklich, dass die Smaragde unsere Gedanken speichern? Oder haben Sie das nur erzählt, weil es eine gute Geschichte ist?«, platzt es aus Alessandro heraus.

»Es ist in der Tat eine gute Geschichte, und sie ist wahr«, antwortet Beppone schmunzelnd. »Aber nennt mich ruhig Beppone, das ist mir lieber.«

»Möchtest du einen Keks?«, fragt Anna und hält ihm die Packung hin.

»Sehr gerne. Ich liebe Mustaccioli!«, sagt Beppone und lächelt sie an. Genüsslich beißt er in den Keks und für ein-

en Moment fühlt es sich an, als würde eine besondere Wärme von ihm ausgehen.

Als dieser winzige Moment vorüber ist, wird es plötzlich deutlich kühler, sodass ich trotz Jacke und langer Hose eine Gänsehaut bekomme. Innerhalb eines Augenblicks hat sich der laue Sommerwind in eine frische Brise verwandelt, die nun die Luft merklich abkühlt.

Anna reibt sich fröstelnd ihre nackten Arme. »Es ist kalt, lasst uns besser nach Hause gehen und ein andermal wiederkommen.« Davide springt sofort auf und scheint erleichtert zu sein, dass diese Sache hier ein Ende hat.

Alessandro zuckt nur mit den Achseln, während in meinem Kopf tausend Fragen auftauchen. In den unzähligen Nächten, in denen ich hier auf den Klippen saß, habe ich noch nie einen solchen Temperatursturz erlebt. Klar, das Wetter kann bei uns schnell umschlagen, aber so schnell und ohne irgendwelche Anzeichen, die einen Wetterumschwung ankündigen? Das finde ich eigenartig.

Eilig packen wir unsere Sachen zusammen und verabschieden uns von Beppone, der keinerlei Anstalten macht, uns zu folgen. »Schlaft gut und träumt etwas Schönes«, ruft er uns zum Abschied hinterher.

Als ich in meinem Bett liege, wandern meine Gedanken zurück zu den Klippen. Wo kam dieser kalte Wind auf einmal her? Zu dieser Jahreszeit sind die Nächte normalerweise so warm, dass ich im Sommerkleid herumlaufen kann, ohne zu frieren. Wenn überhaupt, reicht eine leichte Sommerjacke aus. Laut Wettervorhersage sollte es eine laue Sommernacht werden, mit Temperaturen um die zwanzig Grad. Der Wind vorhin auf den Klippen war jedoch deutlich kälter und hat mich an die Wintermonate erinnert. Beppone schien die Kälte nichts auszumachen und falls Anna, Davide und Alessandro irgendetwas seltsam vorgekommen ist, haben sie es sich zumindest nicht anmerken lassen.

Auf dem Heimweg haben wir weder über den plötzlichen Temperatursturz noch über das Leuchten im Meer gespro-

chen. Stattdessen haben wir Pläne für das bevorstehende Wochenende geschmiedet und beschlossen, mal wieder einen Ausflug mit dem Segelboot von Davides Eltern zu machen. Davide kommt aus einer Familie mit begeisterten Seglern und hat einen Großteil seiner Kindheit auf Segelbooten verbracht. Seit er zwölf ist, darf er allein segeln, und seitdem verbringen wir vier das ganze Jahr über viel Zeit auf dem Meer – insbesondere in den Ferien. Davide musste seinen Eltern nur versprechen, vor Sonnenuntergang wieder im Hafen zu sein.

Dieses Wochenende wollen wir zu unserem geheimen Paradies segeln, einer kleinen Bucht, die nur mit dem Boot zu erreichen ist. Dort werden wir ankern und den ganzen Tag lang schwimmen und schnorcheln. Ich freue mich riesig darauf und es ist mir nur recht, dass das Thema *Leuchtendes Meer* vom Tisch ist. Ich werde es nicht noch einmal ansprechen.

Was Beppone wohl mitten in der Nacht auf den Klippen gewollt hat? Das war bereits das zweite Mal, dass ich ihn dort getroffen habe. Wohnt er vielleicht irgendwo in der Nähe? Mag er die schöne Aussicht und die Ruhe, so wie ich? Oder gibt es einen anderen Grund? Es kommt mir so vor, als ob die Liste meiner Fragen von Tag zu Tag länger wird, seit ich ihm das erste Mal begegnet bin. Auf jeden Fall scheint er viele ungewöhnliche Dinge zu wissen, daher muss ich unbedingt mit ihm sprechen. Vielleicht kann er mir einige meiner Fragen beantworten. Mit diesem Gedanken schlafe ich ein.



## Kapitel 6



*A*ls ich aufwache, spüre ich ein unangenehmes Stechen zwischen meinen Rippen. Vorsichtig drehe ich mich auf die Seite, wodurch sich der Schmerz auf meinen rechten Oberschenkel verlagert. Ich versuche auf dem Rücken zu liegen, dann wieder auf dem Bauch, doch irgendwo drückt oder pikst es immer. Nach einer Weile gebe ich genervt auf und öffne widerstrebend meine Augen. Das muss ein Traum sein. Ein Albtraum!

In dem schwachen Licht, das mich umgibt, kann ich nur Umrisse erkennen, aber eines ist klar: Das hier ist definitiv nicht mein Zimmer. Ich taste nach meiner Matratze. Sie ist verschwunden, ebenso wie mein Bett. Ich liege auf hartem Fels.

Wie von einer Tarantel gestochen springe ich auf und suche nach etwas, das mir bekannt vorkommt, doch da ist nur Fels – oben, unten, links, rechts – überall um mich herum ist harter, dunkler Fels. Das gedämpfte Licht kommt von schmalen Smaragdadern, die den Felsen durchziehen. Von ihnen geht ein weißgrünes Leuchten aus, das jedoch nicht einmal ausreicht, um meine Füße zu erkennen. Es ist hier vollkommen still. Totenstill.

*Ich bin gefangen*, schießt ein Gedanke durch meinen Körper, und mit ihm kommt die Panik, die wie eine Flutwelle über mich hereinbricht. Hektisch versuche ich, Luft in meine Lungen zu ziehen, doch wie sehr ich mich auch anstrengt, es ist nicht genug. Mein Herz hämmert so hart gegen meine Brust, dass es wehtut und ich instinktiv beide Hände gegen meine Rippen presse. *Vielleicht ist irgendjemand in der Nähe*, glimmt ein hoffnungsvoller Gedanke in mir auf. Sofort öffnet sich mein Mund und ich versuche,

um Hilfe zu rufen, aber es kommt nur ein klägliches Flüstern über meine Lippen. Für mehr fehlt mir die Luft. Mein Hals fühlt sich an, als hätte jemand einen Strick darum gelegt und zugezogen. *O Gott, ich werde ersticken!*

Tränen schießen mir in die Augen, während ich verzweifelt um Luft ringe. Da spüre ich plötzlich eine starke Hand auf meiner Schulter. Der Schrecken zerreißt den Strick um meinen Hals. Mit einem Schrei fahre ich herum und blicke in das entspannte Gesicht von Beppone.

»Atme, Tia. Hier gibt es genügend frische Luft. Du kannst ganz entspannt atmen«, höre ich seine ruhige Stimme, und es ist, als ob er der Welle, die mich überflutet hat, den Stöpsel zieht.

Noch im selben Augenblick spüre ich, wie sich die Anspannung in meinem Körper zu lösen beginnt. Keuchend sauge ich die Luft ein und lasse sie in meine Lungen strömen. Ich bin so erleichtert, dass meine Knie nachgeben und ich erschöpft auf den felsigen Boden sinke.

Beppone setzt sich neben mich und beobachtet aufmerksam, wie ich geräuschvoll ein- und ausatme, während mir Tränen über die Wangen laufen. Erst jetzt bemerke ich Cheyenne, die einen kurzen Blick mit Beppone wechselt und sich dann zwischen uns legt. Ohne nachzudenken lege ich meine zitternde Hand auf ihr weiches Fell und beginne sie zu streicheln, was sie mit einem wohligen Seufzer quittiert. Mein Atem geht immer noch viel zu schnell, aber die Anwesenheit der beiden beruhigt mich, obwohl ich sie kaum kenne. Eine Weile sitzen wir einfach nebeneinander.

»Wo sind wir hier?«, frage ich, als ich wieder genügend Luft habe.

Beppone wendet sich mir zu, während er Cheyenne weiterhin den Bauch kraut. »Das war eine beeindruckende Demonstration der Macht unserer Gedanken, meinst du nicht auch? Sie können uns in einer Wüste ertrinken oder in einem Raum voll frischer Luft ersticken lassen, wenn wir es zulassen, wenn wir ihnen glauben.«

Überrascht schaue ich ihn an, er lässt mir jedoch keine Zeit, über seine Worte nachzudenken.

»Du hast eine Weile gebraucht, um hierher zu kommen. Zu viele Gedanken im Kopf gehabt? Sie können uns wahrlich den Schlaf rauben, wenn wir es ihnen erlauben.« Das ist keine Antwort auf meine Frage, doch bevor ich etwas erwidern kann, steht er auf. »Wir haben einen kleinen Spaziergang vor uns. Kannst du laufen?«

Vorsichtig richte ich mich auf. Meine Beine zittern noch etwas, aber ich scheine sie wieder unter Kontrolle zu haben. Als ich nicke, wendet er sich um und bedeutet mir, ihm zu folgen. Habe ich eine Wahl? Ich weiß ja nicht einmal, wo wir hier sind.

Nach ein paar Schritten nimmt er eine Smaragdlaterne vom Boden auf, die er dort abgestellt haben muss. Ihr Licht ist ein wenig heller als das der Smaragdaderen in den Felsen, die uns umgeben.

»Wohin gehen wir?«, versuche ich es noch einmal.

»Du wirst es gleich sehen, hab noch ein wenig Geduld«, verspricht Beppone, ohne das Tempo zu drosseln. Cheyenne scheint den Weg gut zu kennen, sie trabt leichtfüßig voraus und ist bald nicht mehr zu sehen.

Bereits nach wenigen Schritten wird mir klar, dass ich nicht, wie ich anfangs dachte, in einem geschlossenen Raum gelandet bin, sondern in einem Tunnel, der uns in einer Art Spirale immer weiter in die Tiefe führt. Er ist gerade so breit, dass Beppones Schultern die Wände nicht berühren. An einigen Stellen ist die Decke allerdings so niedrig, dass er gebückt laufen muss. Zum Glück ist der Boden recht eben. In dem schwachen Licht der Smaragdlaterne wäre es schwer, mögliche Stolperfallen zu erkennen. Die Luft ist erstaunlich frisch, ich meine sogar einen leichten Duft von Lavendel wahrzunehmen, aber vermutlich bilde ich mir das nur ein.

Bislang sind wir an keiner einzigen Abzweigung vorbeigekommen. Scheinbar gibt es hier nur diesen einen Tunnel. Dafür, dass wir uns, wie ich vermute, tief unter der

Erde befinden, ist es angenehm warm. Sogar, wenn man wie ich barfuß und nur mit einem Nachthemd bekleidet herumläuft. Beppone marschiert in gleichmäßigem Tempo vor mir her, ohne sich auch nur ein einziges Mal umzublicken. Ich könnte schwören, dass die Smaragde an den Enden seines Stabes jetzt wieder deutlich heller sind als vorhin auf den Klippen.

Mit der Zeit wird der Gang breiter und das Gefühl, eingesperrt zu sein, verschwindet allmählich. Ich kann nicht sagen, wie lange wir schon diesem Tunnel folgen. Es sind vielleicht fünf, vielleicht auch fünfzehn Minuten, und noch immer habe ich keinen blassen Schimmer, wo ich hier gelandet bin. Beppone hat während der ganzen Zeit nur ein einziges Mal mit mir gesprochen, um mich vor einer besonders engen Stelle zu warnen. Den Rest des Weges lief er schweigend vor mir her. Für einen Italiener ist er recht schweigsam. In dieser Hinsicht erinnert er mich an Papa.

Ich frage mich, wie lange wir hier noch herumlaufen müssen. Langsam werde ich ungeduldig. Da dringt plötzlich ein fröhliches Bellen an mein Ohr und im nächsten Moment schießt Cheyenne um die Ecke. Stürmisch begrüßt sie erst Beppone und anschließend mich, als hätte sie uns längere Zeit nicht mehr gesehen. Sie war offensichtlich deutlich schneller als wir und muss auf uns gewartet haben.

»Ich freue mich auch, meine Schöne«, begrüßt Beppone sie schmunzelnd, stellt die Laterne vor sich auf den Boden und kraut ihr liebevoll die Ohren. Die Hündin genießt seine Streicheleinheiten für einen Moment, dann setzt sie sich auf die Hinterpfoten und blickt ihn schwanzwedelnd an, woraufhin er lachend den Kopf schüttelt. »Ja, du bekommst eine Rinderhaut. Versprochen ist versprochen.«

Offensichtlich ist das die Antwort, auf die sie gehofft hat. Mit einem freudigen Bellen dreht sie sich um und trabt vor uns her den Gang entlang. Immer wieder blickt sie über ihre Schulter zurück, und wenn der Abstand zwischen ihr



und uns zu groß geworden ist, bleibt sie stehen und wartet auf uns. Wir sind ihr ohne jeden Zweifel viel zu langsam.

Die ganze Zeit über hat uns der Tunnel in einer gleichförmigen Spirale in die Tiefe geführt, wie eine Wendeltreppe, nur ohne Stufen. Jetzt knickt er ganz plötzlich scharf nach rechts ab und die Wände öffnen sich nach allen Seiten. Der Gang wird deutlich breiter und die Decke ist im Schein der Smaragdlaterne schon nicht mehr zu sehen. Nach einer weiteren Biegung bleibe ich staunend stehen und betrachte den nur gute zehn Meter von mir entfernten und bestimmt drei Meter hohen Torbogen, der das Ende des Tunnels markiert. Er besteht nicht aus Felsgestein, sondern aus Millionen von Smaragdadern, die hier zusammenlaufen, als wäre dieser Torbogen die Quelle, der sie entspringen. Die Edelsteine lassen ihn in einem überirdisch schönen Smaragdgrün schimmern. Er wirkt auf wundersame Weise lebendig, wie ein Mund, der ein- und ausatmet. Hinter dem Torbogen jedoch scheint vollkommene Dunkelheit zu herrschen. Ich kann nicht einen einzigen Funken Licht entdecken, was mir einen kalten Schauer über den Rücken laufen lässt.

Cheyenne und Beppone gehen, ohne zu zögern, einfach hindurch und sind im selben Augenblick verschwunden. Zögernd folge ich den beiden. Ich möchte auf gar keinen Fall allein in diesem Tunnel zurückbleiben. Um mir Mut zu machen, zähle ich die Schritte bis zum Tor. Eins, zwei, drei, ... Jeder einzelne kostet mich enorme Überwindung. Meine Beine werden immer schwerer, je näher ich dem Tor komme, und ich muss mich zwingen, einen Fuß vor den anderen zu setzen. Vor lauter Anstrengung bilden sich Schweißperlen auf meiner Stirn.

Sieben. Fast noch schwerer als meine Beine fühlen sich die Gedanken an, die durch mich hindurchjagen und meine Zweifel schüren: *Du weißt doch gar nicht, was auf der anderen Seite ist! Es könnten alle möglichen Gefahren auf dich lauern. Was ist, wenn du nicht wieder zurückkannst? Was ist, wenn du Beppone und Cheyenne in der*